

Stefan Samerski

# Alfred Bengsch – Bischof im geteilten Berlin

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2021

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: Alfred Bengsch 1961. © dpa pa

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: PBtisk a.s., Pířbram

Printed in the Czech Republic

ISBN Print 978-3-451-38820-0

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83820-0

# Inhalt

Vorwort .....	7
Einleitung .....	9
1. Teil: Der junge Alfred Bengsch	
1.1 Kindheit und Jugend .....	13
1.2 Studienbeginn .....	18
1.3 Kriegsteilnahme .....	20
1.4 Studienzeit in Fulda .....	24
1.5 Promotion .....	30
1.6 Neuzelle .....	38
1.7 Weihbischof .....	43
2. Teil: Bischof von Berlin	
2.1 Bischofswahl, Mauerbau und erste Weichenstellungen .....	49
2.2 Bengschs Umgang mit den DDR-Behörden .....	61
2.3 Bengsch und die Konzilsära .....	74
2.3.1 Das Vaticanum II .....	74
2.3.2 Rezeption .....	87
2.3.3 Die 68er-Bewegung .....	91
2.3.4 Synoden .....	99
2.3.5 <i>Humanae vitae</i> und die Königsteiner Erklärung .....	102
2.4 Bengsch und die vatikanische Ostpolitik .....	104
2.5 Der Prediger .....	135
2.6 Ordensleben .....	139
2.7 Bengsch und die Jugend .....	145

## Inhalt

2.8 West-Berlin – der andere Bistumsteil .....	155
2.8.1 Kirchen und Schulen .....	159
2.8.2 Priesterbild und das Krisenjahr 1970 .....	172
2.9 Alfred Bengsch – der Mensch .....	181
2.10 Seine letzten Monate .....	187
Anmerkungen .....	190
Quellen- und Literaturverzeichnis .....	234
Personenregister .....	254
Bildnachweis .....	256

## Vorwort

Alfred Bengsch gehört ohne Zweifel zu den prominentesten Bischöfen von Berlin – schon aufgrund seiner Herkunft von der Spree-Metropole. Diejenigen, die ihn gekannt haben, erinnern sich an ihn als einen humorvollen, zugewandten Seelsorger mit ‚Berliner Schnauze‘. Die Tragik seines Lebens und der Großteil seines Wirkens für die Einheit der Diözese blieben dagegen den meisten verborgen. Unter sozialistischem Vorzeichen mussten zahlreiche Bereiche seiner Arbeit diskret und ohne schriftliche Aufzeichnung vonstattengehen.

Aber auch über den Rahmen seiner Berliner Diaspora-Diözese hinaus nahm Bengsch zahlreiche Leitungsfunktionen wahr – als Vorsitzender der Berliner Ordinarien-/Bischofskonferenz, als Kardinal, als Mitglied römischer Dikasterien etc. Sein Leben und Wirken waren mit weltpolitischen Ereignissen verknüpft, wie etwa mit dem Berliner Mauerbau im Kalten Krieg, der durch die Bonner sozialliberale Koalition und die Schlussakte von Helsinki (1975) Milderungen erfuhr. Solche globalen Kontexte verleihen der Biographie von Alfred Bengsch Gewicht und Verständnishorizonte.

Das Buch wurde für den 100. Geburtstag des Kardinals in Auftrag gegeben und unter großem Zeitdruck angefertigt. Hinzu kamen Beeinträchtigungen durch Covid-19, die vor allem die Nutzung von Archiven und Bibliotheken betrafen. Einiges ist durch die unermüdliche Kooperation von Kollegen, Zeitzeugen und Mitarbeitern ausgeglichen worden, denen an dieser Stelle mein herzlicher Dank gilt, auch wenn sie hier nicht namentlich genannt werden können. Ohne die engagierte Hilfe von Bengschs Berliner Weggefährten und seiner Familie wäre das vorliegende Werk wohl nicht möglich geworden. Eigens möchte ich Herrn Generalvikar P. Manfred Kollig SSCC, Berlin, für seine unbedingte, aktive Unterstützung meiner Arbeit danken, ferner Herrn Archivdirektor Dr. Gotthard Klein, Berlin, sowie den Wissenschaftlern an der Erfurter Forschungsstelle Kirchliche Zeitgeschichte,

## Vorwort

die mir nicht nur zuvorkommend das Material zur Verfügung gestellt haben, sondern auch wertvolle fachliche Hinweise zukommen ließen. Für die Begleitung im Herder-Verlag, Freiburg/Br., bedanke ich mich bei Herrn Clemens Carl.

Berlin, im März 2021

Stefan Samerski

# Einleitung

Die vorliegende Studie versteht sich weder als Berliner Bistums-geschichte noch als Abhandlung über die Kirche in der DDR, sondern als Biographie über Alfred Bengsch. Sein Koordinatensystem war weit größer als das seiner Diözese oder das des sozialistischen Deutschlands. Liegen gerade zur DDR-Problematik eine Vielzahl von Quellen-publikationen<sup>1</sup> und gediegenen Darstellungen<sup>2</sup> vor, so ist die Einord-nung Bengschs in andere, vor allem westliche Kontexte immer noch in weiten Teilen ein Desiderat, dessen Aufarbeitung sein Wirken erst nachvollziehbar, plausibel und bewertbar macht. Zur Bistums-geschichte liegen Überblicke und Einzeldarstellungen vor, die hier vorausgesetzt werden dürfen.<sup>3</sup> In diesem Werk sollen nur die Bereiche seines bischöflichen Wirkens dargestellt werden, die eng mit der Per-sönlichkeit Alfred Bengschs in Verbindung stehen und für ihn charak-teristisch sind. Verschiedentlich entschied darüber die Quellenlage. Da-bei fällt sofort ins Auge, dass die Geschichte des Westteils seines Bistums bei weitem schlechter erforscht ist als die des Ostens.

Zu diesen historiographischen Verwerfungen kommt noch eine bio-graphische: Trotz einer Vielzahl von Veröffentlichungen über die DDR-Kirche steht die Biographie des im Osten lebenden Bengschs seit 1980 eigentlich immer noch am Anfang – abgesehen von jüngsten Mikrostudien, die als Indikatoren für die Aktualität der Materie gelten können.<sup>4</sup> Dieser Mangel wiegt umso schwerer, als der Bischof damals bei seinen Entscheidungen den Kirchenhistoriker über die Schultern blicken sah.<sup>5</sup> Neben ganz wenigen quellenverstärkten persönlichen Er-innerungen seiner engen Weggefährten liegt bis heute keine wissen-schaftlich-biographische Studie vor.<sup>6</sup> Für Familie, Jugend und erste Priesterjahre von Alfred Bengsch ist man daher immer noch in weiten Teilen auf die Informationen seines Bruders Hubert angewiesen, die zwar auch für die Bischofszeit wertvolle Hinweise und Aspekte liefern, aber auf eine Kontextualisierung weitgehend verzichten.<sup>7</sup> Dagegen lie-

gen über Alfred Bengsch eine ganze Reihe von Kurz- und Lexikonartikeln vor, die vielfach zu disparaten und zugespitzten Wertungen kommen. Bengsch wurde zu Lebzeiten und wird häufig auch heute noch zu einem Zerrbild widerstreitender Interessen, vor allem wenn es um den Umgang der Kirche mit dem DDR-Staat geht.<sup>8</sup> Bei alledem ist für den heutigen Leser zu bedenken, dass seine gesamte Berliner Bischofszeit vom Mauerbau und anderen weltpolitischen Krisen verschiedenster Art überschattet war.

Außerdem muss sich der Biograph mit dem Verdikt einer komplizierten Quellenüberlieferung auseinandersetzen. Die Akten des Bischofs sind keineswegs durchgängig am Platz, teilweise gar nicht mehr oder weit verstreut zu finden. Daher gestaltete sich bereits die Recherche sowie das Auffinden und die Benutzung der Dokumente als ein aufwändiger und z. T. steiniger Weg. Abgesehen von wenigen Briefen sind persönliche Selbstzeugnisse von Alfred Bengsch im Anschluss an seinen Militärdienst kaum noch aufzufinden. Diese unbefriedigende Quellenlage ist zu einem Teil der DDR-Situation der Kirche geschuldet, die Verschriftlichung nach Möglichkeit vermied und stattdessen vielfach auf mündliche Absprachen auswich. Die berücksichtigten ‚Stasi-Unterlagen‘ über den Bischof, die an Umfang immer noch zunehmen, bieten kaum ein zuverlässiges Bild, lassen sich aber kritisch und ergänzend heranziehen.<sup>9</sup> Das alles macht es für den heutigen Historiker nicht einfacher. Deshalb sind aus mehreren Gründen die Aussagen von Zeitzeugen unerlässlich.<sup>10</sup> Sie helfen nicht nur bei der Einordnung von Bengschs Aktivität, sondern liefern auch für den Horizont und den Entscheidungsprozess sowie für zahlreiche Schwerpunkte seines Wirkens einzigartige und oftmals singuläre Informationen, die gemeinsam mit der Quellenüberlieferung gelesen werden wollen. Denn gerade Bengsch war ein sehr persönlich agierender und wirkender Bischof, der sich in seiner Berliner Art und seinen markanten Predigten einen populären Ehrenplatz in der Ahnengalerie der Berliner Oberhirten erworben hatte. Er selbst verstand sich ohne Zweifel als Seelsorger und Theologe.<sup>11</sup> Gerade diese Aspekte sollen in der vorliegenden Biographie nicht zu kurz kommen, weil sie vor allem in Konfliktsituationen seine Entscheidungen prägten, beispielsweise auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil,<sup>12</sup> für das eine Vielzahl von Doku-



menten zur Verfügung steht, oder bei der Behandlung ostpolitischer Fragen.<sup>13</sup>

Das vorliegende biographische Werk betritt in vielen Teilen Neuland, kann aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben und will stattdessen zu weiteren Studien anregen. Das betrifft zahlreiche Aspekte der Bistumsgeschichte wie etwa Rezeptionsprozesse nach dem Konzil, die Kirchenmusik oder liturgische Fragen. Dagegen ist das für die Kirche in der DDR überlebenswichtige Thema Caritas gut erforscht und braucht hier nicht gesondert dargestellt zu werden.<sup>14</sup> Bengschs Leitungsfunktion in der Berliner Ordinarien-/Bischofskonferenz, deren Protokolle bislang bis 1961 ediert worden sind,<sup>15</sup> fließt immer wieder in den Text ein, erfordert aber noch eine gründliche Untersuchung, die auch die anderen bischöflichen Akteure in ihrer Arbeit und Positionierung würdigt.<sup>16</sup> Die fortgesetzte Edition wird differenziert auf die Protokollvielfalt Rücksicht nehmen müssen. Dagegen gelang es in vielen anderen Fällen, Bengschs persönliche Netzwerke aufzudecken und ihren Einfluss auf sein Denken und Arbeiten abzuschätzen. Gerade hier wird deutlich, wie stark der Bischof mit dem Westen interagierte.

Am 29. Januar 2021 stellten zwei Vertreter der Rechtsanwaltskanzlei REDEKER SELLNER DAHS in Berlin ihr juristisches Gutachten ‚Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich des Erzbistums Berlin seit 1946‘ vor,<sup>17</sup> das bis auf den Teil C auch online öffentlich zugänglich ist.<sup>18</sup> Im besagten Gutachten wird Bengsch als Bischof von Berlin mehrfach erwähnt. Zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung war mein Manuskript bereits fertiggestellt, so dass in diese Biographie nur einige, ganz vorläufige Bemerkungen auf der Grundlage des juristischen Gutachtens einfließen können. Eine historisch-kritische Untersuchung des Missbrauchs im (Erz-)Bistum steht demnach noch aus.

Insgesamt ist das vorliegende Werk so konzipiert, dass ein Kapitel auf dem Vorhergehenden aufbaut und es voraussetzt. Der Text erschließt sich demnach von vorn nach hinten. Dazu soll außerdem das Personenregister beitragen.



# 1. Teil: Der junge Alfred Bengsch

## 1.1 Kindheit und Jugend

Alfred Bengsch entstammte väterlicherseits einer Familie von Kleinbauern aus Neudorf, das zur Pfarrei Falkenwalde im Wartheland gehörte.<sup>1</sup> Da die heimatliche Scholle nur unzureichende Existenzmöglichkeiten offenhielt, waren schon etliche Familienmitglieder seit Mitte des 19. Jahrhunderts nach Berlin, ins Ruhrgebiet und sogar nach Amerika abgewandert. So kam auch Leo Bengsch (1885–1966), der Vater des späteren Kardinals, 1906 als Zwanzigjähriger in die deutsche Hauptstadt, wo er zunächst verschiedene Aushilfstätigkeiten wahrnahm und schließlich in den Postdienst eintrat. Nach der Ableistung des Wehrdienstes und einer festen Anstellung bei der Post heiratete er in Falkenwalde im Mai 1911 die Schneiderin Hedwig Kliche (1886–1966). Die junge Familie nahm dann in Schöneberg, Siegfriedstraße 6 (heute: Czerninskistraße), ihren Wohnsitz, wo 1912 das erste Kind Elisabeth geboren wurde. Bald darauf zogen sie in die Gustav-Müller-Straße 38 um, wo die vier weiteren Kinder Maria (1920), Alfred (1921), Georg (1923) und Hubert (1926) zur Welt kamen. Dort in Schöneberg, näherhin auf der so genannten ‚Roten Insel‘, deren Sozialstruktur vorwiegend von Arbeitern und kleinen Angestellten geprägt war,<sup>2</sup> wuchs Alfred auf.

Die „Seele der Familie war die Mutter, eine gütige, sehr feingefühlige Frau mit festen Grundsätzen, auf die sie auch die Kinder verpflichtete“<sup>3</sup>, urteilte ihr Sohn Hubert. Von ihr hatte Alfred seine musischen Vorlieben geerbt. Das äußerte sich zunächst passiv beim Hören von klassischer Musik – hier vor allem Georg Friedrich Händel (1685–1759), Joseph Haydn (1732–1809) und Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) –, aber auch aktiv, denn seine Eltern besaßen ein Klavier. Außerdem hatte Alfred schon in frühen Jahren Gitarre gespielt und später eine Schola geleitet.<sup>4</sup> Er verfügte aber auch über einen Zugang zur Poesie: Wie seine Mutter verfasste er zumindest in jungen

## Der junge Alfred Bengsch



Abb. 1: Familie Bengsch, Weihnachten 1924.  
Vordere Reihe: Maria, Alfred, Georg (Foto Familie Bengsch)

Jahren Gedichte.<sup>5</sup> Der Umgang mit dem Wort, der für Alfred Bengsch zu einem zentralen Element seines Lebens und späteren Wirkens werden sollte, findet hier einen frühen und greifbaren Ausdruck.<sup>6</sup> Außerdem darf angenommen werden, dass Bengschs Realitätssinn und intellektuelle Schärfe von der mütterlichen Seite kamen, ebenso die Gabe, mit Bedacht zu urteilen.<sup>7</sup> Auch die „Mutter hat es immer verstanden, in ihrer verständnisvollen und meist scherzhaften Art auf die jeweiligen Probleme einzugehen“<sup>8</sup>. Sie wirkte durch ihr Beispiel ebenso prägend auf den Sohn wie die schlichte Frömmigkeit des eher in sich gekehrten Vaters, der gerne die Sonntagsfrühmesse in St. Hedwig besuchte.<sup>9</sup>

Beide Elternteile erzogen die Kinder im Geiste der preußischen Pflichterfüllung, der Genauigkeit und des Fleißes. „Ausgeprägter Familiensinn gehört übrigens zu dem auffälligsten Erbe, das allen Kindern mitgegeben worden ist“<sup>10</sup>. Gerade Alfred zeigte eine große Anhänglichkeit an seine nächste Verwandtschaft. Bis zu seinem Tod pflegte er engen Kontakt zu seinen Geschwistern und besuchte seine Familienangehörigen in West-Berlin, wann immer es ging, für wenige Stunden.<sup>11</sup> Vor allem der jüngste Bruder Hubert, der mit seiner Familie in den siebziger Jahren in der Hessenallee (Berlin-Westend) wohnte, wurde zur großen Vertrauensperson. Geburtstage und Jubiläen wurden dort gefeiert, und auch einige politische Gespräche fanden in diesem familiären Rahmen statt, wenn etwa Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens dort privat zu Gast waren. Der Diskretion seiner Familie konnte sich Alfred Bengsch sicher sein.

Der „gefestigten Religiosität der Eltern entsprach die ganz selbstverständliche Teilnahme am Leben der Schöneberger Pfarrei St. Elisabeth. Die Feste im Laufe des Kirchenjahres waren zugleich auch Feste der Familie“<sup>12</sup>. Unzweifelhaft wurde die 1911 gegründete Pfarrei zu einer Zweiten Heimat für die Eltern, die sich an ihrem Aufbau und im Gemeindeleben stark engagierten. Dort wurde der am 10. September 1921 geborene Alfred Bernhard Bengsch acht Tage später getauft. Gemeinsam mit seiner Schwester empfing Alfred am 7. April 1929 die erste Heilige Kommunion. Noch am selben Tag erhielt er vom Breslauer Fürstbischof Adolf Kardinal Bertram (1859–1945) das Sakrament der Firmung. Für den Kardinal war es die letzte Sakramentspendung in Berlin, bevor dort 1930 ein eigenes Bistum eingerichtet wurde.<sup>13</sup>

Inzwischen war die größer gewordene Familie Bengsch Anfang 1926 in eine Neubauwohnung in den Tempelhofer Weg 26 gezogen. Wie selbstverständlich wurde Alfred kurz nach der Erstkommunion Ministrant und zeichnete sich schon damals durch die Beherrschung der lateinischen Messgebete aus. Das Latein machte ihm Zeit seines Lebens große Freude,<sup>14</sup> ebenso das Lesen, über das er seine Umwelt vergessen konnte.<sup>15</sup> Unzweifelhaft war er ein begabter, fröhlicher und lebhafter Schüler, der eine rasche Auffassungsgabe hatte und wie sein Bruder Georg gerne Streiche spielte. Dieser übersprang sogar eine Gymnasialklasse und fiel – wie Alfred – durch witzig-bissige Kommen-

tare auf.<sup>16</sup> Die guten schulischen Leistungen des späteren Bischofs führten bald zu Vergünstigungen: Sie ermöglichten ihm den unentgeltlichen Besuch des humanistischen Gymnasiums am Lietzensee (Berlin-Charlottenburg), das von Jesuiten 1925 gegründet und geleitet wurde.<sup>17</sup> Diese Unterstützung war umso wichtiger, als die große Familie in bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen lebte – an Urlaub war kaum zu denken, allenfalls besuchte sie die ländliche Heimat der Eltern und half in der Landwirtschaft aus. Schon der jugendliche Alfred gab Nachhilfestunden und kaufte sich vom selbstverdienten Geld eine Fotokamera und ein Fahrrad, mit dem er auf weiten Reisen Deutschland erkundete.<sup>18</sup> Das Fotografieren sollte bis zuletzt sein Hobby bleiben, durch das er leicht in Kontakt zu fremden Menschen kam.<sup>19</sup> Später entwickelte er seine Bilder selbst und verteilte sie gern, vor allem im Kreis der Familie.<sup>20</sup>

Inzwischen war die Zeit des Nationalsozialismus angebrochen. Die Verschärfung der Wirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre wirkte sich gerade in Schöneberg verheerend auf den Durchbruch der NSDAP zur Massenpartei aus. Dort erreichte sie schon bei den Landtagswahlen im April und den Reichstagswahlen im Juli 1932 über 35 % der Stimmen.<sup>21</sup> Da der gut informierte<sup>22</sup> Vater auch über 1933 hinweg treu zur Zentrumspartei hielt und aus seinen politischen Anschauungen selbst im Dienst keinen Hehl machte, hatte er sich strikt geweigert, seine Kinder zur Hitler-Jugend zu schicken. Dafür musste er berufliche Zurücksetzung und den Ausschluss von Beförderungen hinnehmen.

Einen Rückzugsort fand die Familie im Gemeindeleben. Dieses war durch Pfarrer Georg Roschkowski (1892–1952) geprägt, der im März 1936 Pfarrer der 6.000-Seelen-Gemeinde von St. Elisabeth wurde.<sup>23</sup> Roschkowski war eine imponierende Persönlichkeit, die 1948 zu den heimlichen Kandidaten für den Berliner Weihbischofsposten zählte. Er war ein versierter Seelsorger, der „Güte mit manchmal auch strenger Festigkeit zu verbinden wusste“<sup>24</sup>. Aus seiner Pfarrei gingen bis 1966 fünf Priesterberufungen hervor.<sup>25</sup> Über seinen Umgang mit dem Nationalsozialismus schrieb er im Rückblick: „Es war nicht leicht, immer und immer wieder die Stimme zu erheben gegen Tyrannei und Barbarei und für die Freiheit der religiösen Betätigung.“<sup>26</sup> Der schon

rein körperlich dominierende Roschkowski schwor seine Pfarrei in jenen kirchenfeindlichen Jahren auf die Katechismuswahrheiten ein, die er im Gottesdienst in langen Predigten immer wieder repetierte.<sup>27</sup>

Eine weitere prägende Persönlichkeit in St. Elisabeth war der sportbegeisterte und fröhliche Anton Gerritschen (1908–1941), der dort als Kaplan von 1932 bis 1937 Dienst tat, spirituellen Einfluss auf die männliche Pfarrjugend ausübte und bei Alfred und Georg die Berufung zum Priestertum förderte.<sup>28</sup> Kurze Zeit später bezeichnete ihn Alfred als seinen „lieben und starken geistlichen Führer“<sup>29</sup>. Der offizielle Nachruf des frühverstorbenen Gerritschen vermerkte: „Mit tiefster Innerlichkeit, männlicher, christozentrisch-betonter Frömmigkeit und zarter Marienminne vereinte sich in schönster Harmonie herzerfrischende Natürlichkeit, frohe Lebensbejahung und quellfrischer Humor.“<sup>30</sup>

In diesem festgefühten, prägenden Ambiente wurde Alfred 1937 Oberministrant. „In der Ausbildung für den Altardienst war er gründlich und unerbittlich. Das galt besonders für die lateinischen Messgebete. Sprachliche Entgleisungen kommentierte der Oberministrant auf seine Weise.“<sup>31</sup> Eine Bereicherung für das Pfarrleben bedeutete auch die Gesangsschola, die der jugendliche Alfred ins Leben rief und mit Witz und rigoroser Disziplin leitete.<sup>32</sup> Auch in seiner Militär- und Kaplanszeit zeigte er eine ähnliche Aktivität und erfreute sich auch später an qualitativem Kirchengesang.

Außerdem engagierten sich Alfred und seine Brüder im Schülerbund Neu-Deutschland (ND), der ihn stark prägte.<sup>33</sup> In St. Elisabeth gab es eine eigene Albertus-Gruppe, deren Chronik der Jugendliche eine Zeit lang führte.<sup>34</sup> Dort wurde er gezielt von den Berliner Jesuiten gegen totalitäre Diktaturen immunisiert und für das christliche Rittertum begeistert. Auf seinen ausgedehnten Radtouren kam jetzt das christliche Mittelalter in seinen Blick: Ihn interessierte das Mönchtum, und vom Bamberger Reiter war er geradezu berauscht.<sup>35</sup> Dieser ‚Gefolgschaft gegenüber Christus, dem König, und seiner Mutter Maria‘ blieb er auch treu, als der ND verboten wurde und dieser in Konflikt zur Hitler-Jugend geriet. Der jugendlichen Begeisterung tat das jedoch keinen Abbruch, sondern führte 1935 zu dem niedergeschriebenen Schwur: „Wenn ringsum Flammenzeichen rauchen, wird die Welt noch Kämpfer brauchen. Doch nur am Kreuze wachsen sie!“<sup>36</sup> Vermutlich liegt

hier der erste Baustein für Bengschs Kreuzestheologie, die durch seine Erfahrungen mit dem Krieg weiter reifte.<sup>37</sup> Prägend wirkten auf den später so griffig formulierenden Bischof auch die populären Schriften des Münsteraner Philosophen Josef Pieper (1904–1997), die „als klare und überzeugende Verteidigung der kirchlichen Lehre“<sup>38</sup> Bengschs Predigten nach eigenen Angaben befruchteten.

Die persönliche Benachteiligung nahm für Alfred in der Kriegszeit unzweifelhaft zu. Da das Gymnasium am Lietzensee ab 1938 stufenweise geschlossen wurde und bis zum 16. März 1940 seinen Betrieb einstellte,<sup>39</sup> wechselte Bengschs Unterprima zu Ostern 1938 nahezu geschlossen an das staatliche Kaiserin-Augusta-Gymnasium, dessen Lehrerkollegium einem gemäßigten politischen Kurs folgte.<sup>40</sup> Dort legte er am 7. März 1940 das Abitur ab.

## 1.2 Studienbeginn

Schon in der Schulzeit lässt sich erkennen, dass Bengsch Geistlicher werden wollte.<sup>41</sup> Wenn es auch nach außen so aussah, als ob sein Lebenslauf mit Folgerichtigkeit auf den Priesterberuf zulief, so war es doch für ihn bis zuletzt ein Ringen und Bangen. Selbstbewusst-selbstkritisches Suchen und ein stark reflektierter Umgang mit dem Wort sprechen bereits aus den Tagebuchaufzeichnungen des 19-Jährigen.<sup>42</sup> Bei seiner Entscheidung für den Priesterberuf bot ihm zunächst seine Familie einen tragenden Grund. Unmittelbar nach der Aufnahme seines Studiums an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Fulda, Anfang Juni 1940, schrieb er in sein Tagebuch: „Eine starke und tröstende Macht ist das Daheim. Was auch kommen mag, es wird mir viel helfen.“<sup>43</sup> Dabei war das viel größere Problem nicht der Verlust der familiären Geborgenheit und die Gewissheit in der Berufsfrage, sondern die wirtschaftlichen Sorgen, die die kinderreiche Familie beschäftigten. Auch der Sohn, der sich als „armen Alumnus“<sup>44</sup> bezeichnete, schränkte sich ein, wo er nur konnte. Die wirtschaftlichen Nöte verstand auch der Heimatkaplan Gerritschen, der den jungen Studenten finanziell unterstützte und dessen Berufung stärkte. Im Mai 1940 schrieb er an Alfred: „ich glaube, dass Du die innere Liebe



mitbringst zum minister Christi et dispensator mysteriorum Dei (1 Kor 4,1), und dass Gott auf diese Weise die Treue und Gottesfurcht Deiner Eltern belohnen will<sup>45</sup>.

Schon in den ersten Monaten des Studiums fallen in seinem Tagebuch zahlreiche Bemerkungen zur Kreuzestheologie auf, die später zur „Kernaussage seiner Verkündigung“<sup>46</sup> wurde: „Wer dem Gekreuzigten dienen und nachfolgen will, muß viele Brücken hinter sich einreißen.“<sup>47</sup> Liebende Hingabe und Vergeblichkeit waren immer wiederkehrende Motive in seiner frühen geistlichen Selbstreflexion. Als er 1941 vom tragischen Tod des Kaplans Gerritschen im Dienst an Schwerverwundeten erfuhr, vertraute er seinen Aufzeichnungen an: „es gibt nichts Größeres: sein Leben hinzugeben für den Bruder.“<sup>48</sup> Schon damals wusste er aber: „Gottgewollt ist die Bewährung im Alltag“<sup>49</sup>. Und: „Ort der Nachfolge des Gekreuzigten ist aber überall, und zu jeder Minute des Lebens gilt Sein Ruf. [...] Die Gnade ist nicht dazu da, um einen schwachen Willen zu ersetzen. Gott ist nicht dazu da, um Hunderte von gebrochenen oder vergessenen Vorsätzen mit mühelosem Aufstieg zu belohnen.“<sup>50</sup>

Anfang September 1940 schrieb er klipp und klar: „Ich will im Dienst des Gekreuzigten stehen.“<sup>51</sup> Das bezog er nicht allein auf seinen künftigen priesterlichen Dienst, sondern auch ganz konkret auf die persönliche Auseinandersetzung mit dem Hitlerregime und der Kriegssituation, in die er bald direkt hineingezogen werden sollte. Bislang hatte er in der Schulzeit Zurücksetzungen und Anfeindungen wegen seiner christlichen Weltanschauung erlitten und bei Ehemaligentreffen Spott und Häme einstecken müssen.<sup>52</sup> Jetzt wurde Fulda „für mich die Zeit und der Ort der Bewährung“<sup>53</sup>, wie er gleich zu Studienbeginn niederschrieb. Er hatte sich längst daran gewöhnt, ein ‚Fremdling‘ in der Welt zu sein (1 Petr 2,11). Einiges konnte er dank „seines unverwüstlichen Berliner Mundwerks“<sup>54</sup> bewältigen, litt aber auch zeitlebens darunter, dass ihm bei Widrigkeiten sein „lästerliches Mundwerk darüber zu halten“<sup>55</sup> schwerfiel. Er musste an sich arbeiten, denn: „Mit unheimlicher Präzision sehe ich die Schwächen an anderen“<sup>56</sup>, und: „Ein wenig an berechtigter Kritik brachte mich schon aus der Fassung“<sup>57</sup>. Sein Regens schrieb ihm später ins Feld: „Sie müssen noch lernen, nicht zu heftig zu reagieren. Fortiter in re, suaviter in modo.“<sup>58</sup>

Und er selbst bekannte schon damals: „Gelassenheit ist eine große Tugend. Ich habe sie nicht.“<sup>59</sup>

Den Studienort Fulda empfand der blutjunge Student, der aus der quirligen, liberal-freizügigen Hauptstadt kam, als provinziell, ungewohnt konservativ-eng und kleinkariert: „Was habe ich im Seminar geschimpft.“<sup>60</sup> Schon in den ersten Wochen beschwerte er sich über die strenge Hausordnung des Seminars und fragte sich, ob „solche Kleinigkeiten unbedingt“<sup>61</sup> sein müssten. Für ihn stand der Mensch im Vordergrund und nicht das Gesetz. Etwas später, im Krieg, vertraute er seinem Tagebuch an: „Ich hasse nicht Zucht, aber ein Zuchthaus, nicht Bindung, aber Fesseln, nicht Dienst, aber sinnlose Beschäftigung.“<sup>62</sup> Diese versuchte er, „mit der Hilfe des Gekreuzigten [zu] tragen. In dieser Hoffnung liegt mein Trost und meine Kraft“<sup>63</sup>.

### 1.3 Kriegsteilnahme

Nach einem knappen Jahr des Studiums wurde er Anfang März 1941 zum Wehrdienst eingezogen und rasch an die Ostfront geschickt. Von Anfang an hatte er mit der NS-Ideologie auch das immense Blutvergießen abgelehnt: „Im ganzen ist der Krieg eine Entwürdigung des Menschen.“<sup>64</sup> Neben solchen Herausforderungen erkennt man beim jungen Soldaten, der wie andere zur Zigarette griff, auch patriotische Gefühle: „Ich will mich für den wahren Frieden meines Volkes opfern. Und das heißt, dass Christus in ihm lebe!“<sup>65</sup> Das Militärische war und blieb für ihn keine Antiwelt: Gehorsam, unbedingte Pflichterfüllung, Verantwortung und Autorität verstand er positiv. Noch in der Konzilsaula erzählte er von seiner Soldatenzeit und bemängelte damals die nicht mehr eingeforderte unbedingte Verfügungsbereitschaft in der Kirche.<sup>66</sup>

Außerdem kam er im Feld in direkten Kontakt mit dem kommunistischen Bolschewismus. Kritisch genug, die NS-Kampagnen richtig einzuschätzen, schrieb er Ende August 1941 nieder: „Uns wurde der ‚Typ des Sowjetmenschen‘ in der Propaganda dargestellt. Das ist natürlich Unsinn. Der Bolschewismus ist bestimmt keine Bewegung, in der sich der Charakter des russischen Volkes ausprägt.“<sup>67</sup>